

Tote Zonen



» Die folgenden Beiträge von Elisabeth Voß, Shelley Sacks, Andreas Weber und Renate Bürger sind Ermutigungen – auf den zweiten Blick. Sie machen Mut, sich mit demjenigen zu verbinden, wovor wir intuitiv zurückschrecken. Angeregt zu dieser Übung hat uns das Buch »Die Rote Blume. Ästhetische Praxis in Zeiten des Wandels« der Kulturwissenschaftlerin Hildegard Kurt und der transdisziplinären Künstlerin Shelley Sacks.

»Tote Zonen entstehen, wo wirkliches Erfahren, wirkliches Wahrnehmen verlorengehen«, schreiben die beiden Autorinnen. Sie bezeichnen mit diesem Begriff Situationen, in denen »der komplexe Horror unserer Zeit zutage tritt«. Dieser Horror, der uns täglich aus den Medien, auf jeder Straße und in jedem Supermarkt entgegenschlägt, legt sich in seiner Selbstverständlichkeit und Omnipräsenz als eine kollektive Betäubung auf die gesamte Gesellschaft. Gewiss ist der Blick auf Kräfte, die positive Veränderung stützen – und den Oya grundsätzlich und unbedingt einnimmt – ein wichtiges Gegengift. Doch es wirkt erst dann, wenn zugleich der innere Raum da ist, mit dem Schrecklichen unmittelbar in Beziehung zu treten, eben zuzulassen, dass dies die Wirklichkeit ist.

»Indem wir uns sozusagen in das Phänomen hineindenken«, schreibt Hildegard Kurt, können wir »die Wahrnehmung ent-automatisieren. Und zu Erkenntnis kommt es dann in einer Art Dialog mit dem Phänomen selbst.«

Aus diesem Dialog kann Lebendigkeit entstehen.

Auf der gemähten Wiese

Tote Zonen. Ich muss an die Landschaft denken. An die weißen Plastikballen, die jetzt im Frühsommer auf den Wiesen liegen wie ein überdimensionales Medikament, auf der kurz geschorenen Narbe verschüttet, bis zum Horizont. Zusammengepresst darin das viel zu früh gemähte Gras, zusammen mit den Käfern, den Hummeln, den Gelegen von Lerche und Kiebitz, mit allem, was lebte. All das Potenzial des Lebens, seine Energie gärend als Silagefutter für massenhaft eingepferchte Tiere. Leichentücher aus Polypropylen, verfüttert wird der Tod, von dem auch ich mich nähre. Einmal habe ich gesehen, wie die glänzende Folie den Umriss eines Hasen abzeichnete.

Tote Zonen. Ich sehe sie, überlege kurz, was man besser machen müsste, und will sie nicht wahrhaben. Ich hoffe, dass hinter der nächsten Kurve eine Wiese kommt, auf der das Gras noch im Wind wogt, eine Wiese, auf der das Gras zu duftenden Bahnen gemäht und zu Heu getrocknet ist. Ich versuche, den Schmerz zu vergessen. Ich versuche, den Tod der Landschaft nicht mitzusterben, der mich zu sich zieht. Ich versuche, dem Tod auszuweichen. Ich verdränge, vergesse, schaue dorthin, wo Schönes zu sehen ist, ich fange ein Gespräch an, ich versuche, mich zu verlieben.

Die Tote Zone ist in mir. Ich weiß es nur nicht. Ich spüre den Schlag nicht, der mich vernichtet, und lächle, damit ich weiter geliebt werde, damit ich weiter sein kann. Die tote Zone ist innen, bevor sie außen ist, sie ist das, wo nicht Wirklichkeit herrscht, sondern Verleugnung.

Tote Zonen sind nicht die Orte oder die Zeiten, in denen gestorben wird, sondern die Handlungen und Haltungen, in denen ich ablehne, auf dieses Sterben zu antworten. In denen ich mich ihm verweigere, damit ich es nicht fühlen muss. Weil etwas in mir es nicht fühlen will. Weil etwas in mir furchtbare Angst vor diesem Sterben hat. Das eigentliche Tote ist diese Spaltung. Die Dissoziation, in der ich einen Teil dessen, was wirklich ist, ausblende. Aber nicht, indem ich mir das fest vornehme, sondern indem ich das Gefühl einfach nicht finden kann. Ich schaue nicht mehr, ich kann nicht mehr schauen, weil ich vergessen habe, dass es da noch etwas gibt.

Etwas ruft, aber ich höre nicht hin. Denn würde ich hören, müsste ich antworten. Ich müsste in diesem Moment verstehen, dass etwas unwiederbringlich und hoffnungslos nicht da ist. Und vielleicht noch nie vorhanden gewesen ist. Ich müsste einen Tod sterben, den ich oder dieses Etwas in mir nicht sterben will. Weil ich mich dazu zu schwach fühle. Weil es niemanden mit Vertrauen gab, als das wichtig gewesen wäre. Niemanden, der sagte: Stirb deinen Tod, stirb zur Wirklichkeit hin, stirb in dein Wachstum hinein, stirb, wie jedes Lebewesen ständig sterben muss, um geboren zu sein. Stirb. Aber ich werde da sein und dich auffangen, weil ich wünsche, dass du seist, und vertraue, dass du da sein willst und kannst.

Der polnische Arzt, Pädagoge und Kindheitsforscher Janusz Korczak, der mit den kleinen jüdischen Angehörigen seines Waisenhauses 1942 in die Gaskammern von Treblinka gegangen ist, nannte es das Recht jedes Kindes auf den eigenen Tod. Es braucht nicht viel, um eine solche Aussage misszuverstehen. Das Recht auf den eigenen Tod? Aber in diesem Recht liegt nichts anderes als der Lebens-Anspruch auf abgründiges Vertrauen. Und das ist das einzige Mittel gegen die toten Zonen. Geburt und Sterben sind die zwei untrennbaren Seiten des Lebens. Wer nicht sterben darf, um ein an-

derer zu werden, bleibt in der Todeszone versteinert, in der es keine Geburt mehr gibt.

Tote Zonen. Ja, das ist es, was mich angeht. I totally buy into it. Den Schmerz nicht spüren, auch wenn er ein Killer ist. Den Engel sehen, nicht den Dämon. Ich habe sie schon früh zu bewohnen gelernt, die toten Zonen. Ich habe es nur nicht gewusst. Sie sind immer noch da, wo ich ausblende, dass gar nicht ich gemeint bin. Sie sind da, wo ich dir alles schenke, weil ich nichts bekomme. Wo ich versuche, mein Leben zu retten, indem ich deins beschütze. Sie sind da, wo ich meinem eigenen Sterben nicht vertraue, und der Geburt, die doch darauf folgen muss, und der Freiheit. Die toten Zonen sind mein Gefängnis: das, was ich nicht sehe, das, was etwas in mir mit aller Macht nicht sehen will. Was aber die Mauern dieses Kerkers sprengt, ist nicht Macht und Stärke. Sondern Verletzlichkeit. Vertrauen in das Fleisch der Welt. Lauschen auf seinen Atem. Sich dem Ruf überlassen, ohne immer wieder zurückzublicken. Nackt.

Was davon kann ich auf die Wiesen mitnehmen? Zwischen die weißen Pakete, unübersehbar, bis zum Horizont? Vielleicht das: Eine Krise des Lebens ist immer eine Krise der Verdrängung. Die Botschaft der entleerten Stoppelnarbe besteht darin, dass ich aufhöre, zu glauben, dass es eine heile Welt hinter der nächsten Ecke gäbe, die nur darauf wartet, endlich entdeckt und ins Werk gesetzt zu werden. Der Glaube, dass alles gut wird, wenn wir nur das Richtige tun, ist das Gefängnis. Was aber liegt außerhalb seiner Mauern? Wir wissen es gar nicht. Erst wenn wir die Gitterstäbe wahrnehmen, können wir es ahnen.

Tote Zonen. Der Weg hinaus ist mitten hinein. Selbst lebendig sein. Selbst das Leben sein, das von niemandem geschenkt wird. Rufen, lauschen und antworten. Was immer auch geschieht.

Andreas Weber

<http://www.google.de/imgres?imgurl=http%3A%2F%2Fthumbs.dreamstime.com%2F%2Fsilageballen-eingewickelt-oben-der-folie-3627847.jpg&imgrefurl=http%3A%2F%2Fde.dreamstime.com%2Fstockfotografieballen-eingewickelt-oben-der-folie-image36278472&h=913&w=1300&prM5FA7ehmAWGM%3A&zooom=1&docid=eUO7jHlqB7-9GM&itg=1&U4vEL5DX7AaM64CQAw&tbn=isch&client=firefox-a&iact=rc&uact=038&page=1&start=0&ndsp=24&ved=oCFYrQMwEg>

